

Im Hier und Jetzt verloren

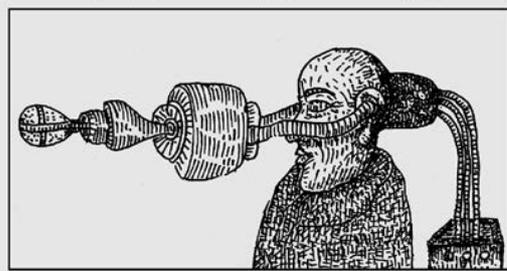
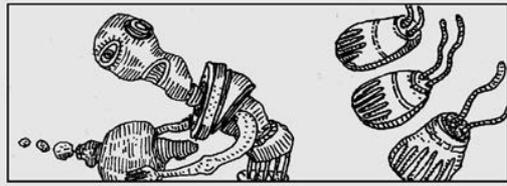
Ein überraschend aktueller Songcomic illustriert das Album »Monarchie und Alltag« der Fehlfarben. **Von Hannes Klug**

Man kann sicher nächtelang darüber streiten, welches das wichtigste Album des deutschen New Wave war. Ideal und DAF werden da womöglich gehandelt, vielleicht auch die Krupps, Malaria oder die Einstürzenden Neubauten. Die Chancen stehen aber gut, dass »Monarchie und Alltag« der Fehlfarben das Rennen macht. »Die einzige deutsche Platte des Punk, die zählt«, legte sich etwa der *Rolling Stone* apodiktisch fest. Das Album mit der tristen Häuserfassade auf dem Cover und der »fremdartigen Koppelung« eines Begriffsbaus mit Titel, »die sich analytisch nicht auflösen lassen wollte«, wie der Schriftsteller und Zeichner Frank Witzel schreibt, fasste wie kein anderes zusammen, was es hieß, im tiefen Sumpf der westdeutschen 80er Jahre aufzuwachen. Es verdichtete das Lebensgefühl einer ganzen Generation zu elf Songs, von denen jeder textlich wie musikalisch ins Schwarze traf. »Monarchie und Alltag«, dieser gleichermaßen desillusionierte wie energiegeladene Soundtrack zum Erwachsenwerden, wurde in Köln aufgenommen und erschien im Oktober 1980.

Der popkulturell umtriebige Ventil-Verlag hat jetzt einen Comicband zu dieser Platte herausgegeben, in dem elf Zeichnerinnen und Zeichner jeweils einen der Songs in gezeichnete Kurzgeschichten verwandelt haben. Dass das mehr ist als nur eine nerdige Spielerei oder ein Fanexperiment, zeigt sich bereits bei Witzels erstem Comic zu »Hier und Jetzt«, dem ersten Stück der Platte. »Die zweite Hälfte des Himmels könnt ihr haben / Das Hier und Jetzt, das behalte ich«, bellt Peter Hein im Song ins Mikrofon, während in knappen Versen die anhaltende Tristesse und die Unentrinnbarkeit geistigen Stillstands abgehandelt werden. Surreale Strichzeichnungen situieren ein gequältes, kafkaartig zu Pflanzen- und Insektenkörpern mutierendes Ich in einer kleinstädtisch-industriellen



Ich weiß nicht einmal, wo ich bin



Im Radio zu hören, das hat keinen Sinn

Frank Witzel: »Hier und Jetzt«

Umgebung. Während der Körper an Foltermaschinen angeschlossen ist und Trichter seine Sinnesorgane oder gleich das Gehirn füttern, interpretiert Witzel den im Song beschriebenen Identitätszweifel als schmerzhaftes Desintegration, angesiedelt irgendwo zwischen Reihenhaus, Wahn und Friedhof.

»Das war vor Jahren«, könnte man jetzt mit einem anderen Songtitel kontern, doch das ebenso Berührende wie Erschütternde an den Texten der Band ist bei der Neulektüre, wie

zeitlos und aktuell sie auch heute noch sind. Sicher, da sind die zeittypischen Signifikanten und das Lokalkolorit der damaligen Düsseldorfer Punkszene rund um den Ratering Hof, denen Andreas Michalke in realistischen Panels zu diesem Stück Gestalt verleiht. Karolina Chyzewska aber inszeniert in »Apokalypse« den Imperativ der Selbstoptimierung bis hin zum individuellen wie gesellschaftlichen Zusammenbruch anhand von Smartphone, 3D-Brille und Jeff Bezos im Weltall: »Ernstfall, es ist schon längst soweit /

Ernstfall, Normalzustand seit langer Zeit«, heißt es in den zeitlosen Textzeilen, die an Scharfblick und Dringlichkeit in den vergangenen 40 Jahren eher noch gewonnen haben. Und wem in der Debatte um Waffenlieferungen an die Ukraine immer wieder die Namen deutscher Panzer und Kampffjets um die Ohren fliegen, dem dürfte auch diese Aufzählung aus aktuellem Kontext bekannt vorkommen: »Roland, Wiesel, Marder, Phantom / Albatros, Wiking, Tornado«, lautet die allgegenwärtige, im Comic aus dem Autoradio dringende Typenlyrik der Rüstungsindustrie. »Die Namen der Waffensysteme waren damals aktuell. Könnte auf Bierdeckel geschrieben worden sein.« 78/79«, kommentiert Fehlfarben-Sänger Peter Hein die Entstehung des Textes.

Der Songcomic zu »Monarchie und Alltag« trifft die besondere Mischung aus Weltschmerz, Liebeskummer und harschen Zeitdiagnosen, die das Heranwachsen in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren kennzeichneten, und fügt ihnen eine neue visuelle Dimension hinzu. Die Schönheit, die es damals den grauen Zeiten abgerungen wurde, und das Rätsel, das diese ebenso rohen wie poetischen Texte immer noch sind, findet in den kurzen gezeichneten Geschichten ihre synästhetische Entsprechung, gebündelt in kraftlosen, entstellten oder kaum mehr menschengleichen Körpern und einem gemarterten Bewusstsein. Abschluss und Höhepunkt ist wie auf der Platte der Song »Paul ist tot«: »Was ich haben will, das krieg' ich nicht / Und was ich kriegen kann, das gefällt mir nicht«, brüllt der Song die unvergessene Parole für alle Unglücklichen in die Nacht, während der Flipperautomat und dessen kinetische Energie selbst zum explodierenden Universum werden.

■ Gunter Buskies/Jonas Engelmann (Hg.): *Monarchie und Alltag*. Ein Fehlfarben-Songcomic. Ventil-Verlag, Mainz 2022, 128 Seiten, 25 Euro

■ Hamburger Sülze. Die Hansestadt findet sich »magisch«

Hamburg treibt es derzeit bunt. Ein gut zweiminütiger Clip auf Youtube, der den vielstimmig schwallenden Titel »Kunststadt Hamburg – Die Vielfalt der Kulturlandschaft in Hamburg« trägt, soll zahlungswillige Klientel anlocken. Ob das klappt? Der Trailer beginnt mit dem, was er selbst macht: Schminken. Drei junge Musicaldarsteller sitzen in der Garderobe und lassen sich pudern. Der Sound, aus Orchester und Klavier zusammengesetzt, könnte hingegen auch Butterwerbung untermalen. Das wäre flutschiger, vor allem outdoor bei sommerlichem Wetter.

Das ausgiebige Gähnen eines Jungdarstellers wird denn auch hautnah gezeigt. Als Sinnbild für die Power der Hamburger Jugend? Dann rückt der unschuldig in diesen Film geratene »Wanderer über dem Nebelmeer« von Caspar David Friedrich ins Bild. Das weltberühmte Gemälde – das die Melancholie dessen illustriert, der flanierend an den Abgrund geriet – wird als Reproduktion von einer schief gehaltenen Kamera abgegrast. Von links nach rechts. Wie

passend. Früher hatte das Linke, also linkes Ideengut, in der bundesdeutschen Kultur viel Raum, auch in Hamburg.

Aber das war mal. Die Kamera bleibt rechts. Der Hansean an sich auch. Die schlecht gezupften Augenbrauen eines Musicalmannes passen dazu, sie tauchen oben im Bild auf. Klar, da muss wer mal wieder zur Kosmetikerin. Dann hört man Klicks wie vom Verschlussmechanismus einer Kamera. Soll Harmonia sterben, indem sie zu Tode fotografiert wird? Vielleicht fürs Museum?

Als bald sitzen die drei Musicalmenschen direkt vorm »Wanderer« in der Hamburger Kunsthalle. Der Wanderer ist aber digital bearbeitet – und streckt seinen rechten Arm aus. Dazu drei Finger. Als wolle er bis drei zählen. Dann zählt er rückwärts, indem er die Finger nacheinander wieder beugt. Ein Countdown. Dann macht er etwas Frivoles: Er schnipst mit dem Mittelfinger und Daumen, laut hörbar. Revolutionär.

Das war auch schon die Pointe. Erwartungsgemäß gibt es einen Cut. Der junge Mann, eben noch vorm Gemälde, klebt jetzt als Riese in der

Speicherstadt. Eine Montage. Doch die historischen Fassaden sind den Hamburgern wohl langweilig geworden. Also entschwebt der junge Mensch, auf einem weißen Sitzkissen, und fliegt zurück ins Museum. Wie einfallreich. Das edle Foyer dort im Stil der Gründerzeit hätte allerdings Besseres verdient. Also schwebt der Typ weiter, ins Theater, wo er in der Luft verharrt. Kunst? Nicht nötig. Hauptsache bunt.

All das ist keine Werbung für Kultur, sondern illustriert Allmachtsphantasien. Niedere Dinge wie das Big Ego werden bedient. Motto: »Kunst ist, was mich bespaßt, ich muss mich doch nicht anstrengen, um sie zu verstehen.« Was für eine Antibilung. Hamburger Sülze ohne Pfiff. Flugs gibt es wieder einen Cut. Abwechslung ist alles, was es hier an Lustigkeit gibt.

Jetzt sieht man einen Neubau mit Werbewand auf der grünen Wiese. Die Elbphilharmonie schwimmt im Bild. Dazu rattern ungesunde synthetische Klänge ins Ohr. Man hat Bilder wie aus dem Touristikarchiv zusammengekloppt. Keine Hintergründigkeit lohnt

das Hinsehen. Ein Gitarrist muss auch noch sein. Wie die Zeit rast. Rein ins Ballett, damit ein Anstrich von Hochkultur dabei ist, eine Szene aus »Schylva« von John Neumeier ist kurz zu sehen. Danach streift die Kamera die Außenfassaden von Spielstätten.

Schließlich sitzt Harry Potter in einem Burger-Restaurant. Sein Gegenüber ist er selbst. Keine Selbstreflexion, sondern Narzissmus. Seine Mitsreiter kommen. Geduld erklingt: das Gute-Laune-Diktat. Dann gehen die drei weg, vermutlich um Alkohol zu trinken.

Der vorletzte Blick der Kamera trifft ein Katalogcover mit dem »Wanderer«. Er schnipst jetzt aus dem Off. Der letzte Blick gilt der Elphi mit Hafen, wie originell. Dazu erscheint die Aufschrift »Unsere Kultur einfach magisch«, ohne Bindestrich oder Doppelpunkt geschrieben. Exakt 15 Logos enthüllen, wer sich hier blamiert: vom »Hamburg Ballett« über den »Mojo Club« bis zum Thalia. Also, nach Hamburg fahre ich so schnell nicht, jedenfalls nicht wegen der Kultur.

Gisela Sonnenburg

Magische Kanäle

Die Raketenpost war nicht erfolgreich. In der Bundesrepublik wurden 1964 nach einem tödlichen Unfall die Versuche eingestellt, Post auf diese Weise schnell und einfach etwa vom Festland auf die Nordseeinseln zu befördern.

Mit eigenwilligen Wegen der Informationsübermittlung befasst sich die Ausstellung »Kuriose Kommunikation. Ungewöhnliche Objekte und Geschichten aus der Sammlung«. Von Freitag an bis zum 2. Oktober zeigt das Berliner Museum für Kommunikation 114 besonders skurrile Objekte der 150 Jahre alten Sammlung der Museumsstiftung Post und Telekommunikation. Für den schnellen Gruß, ein paar Zeilen per Post musste schon so manche Unterlage herhalten. Die Ausstellung zeigt Postkarten aus Kork, Birkenrinde, einer Holzscheibe, einer Muschel oder einer Schieferplatte – alles mit Briefmarken beklebt und Adresse versehen. Tischtennisschläger oder eine Parkscheibe aus den 80ern gestalten der Künstlerin Horst Tress zu Mail-Art um. 1994 beklebte die Künstlerin Sigrid Wilke ein Stück Ofenrohr und schickte es zum Postmuseum Hamburg. Radios passten in eine Nusschale oder Seifendose, gefunkt wurde etwa aus Zigarrenkisten. Die Ausstellung zeigt auch eine Jukebox, die in den 70er Jahren im Gehäuse einer alten Telefonvermittlung untergebracht wurde. Ein Grammophon ist unter einer Stahlempfecke versteckt.

Wie sehr Telefonie die Phantasie auch für Serienprodukte anregt, ist auf einem Tisch der Ausstellung zu sehen. Telefone als Garfield-Katze, Coladosen, Enten, in Plüsch oder transparent. Ein Apparat mit Filmstar Marilyn Monroe lüftet beim Klingeln den Rock wie in der berühmten Szene aus Billy Wilders »Das verflixte 7. Jahr«. Allerdings ist die Mechanik in der Ausstellung abgestellt.

(dpa/W)

Ding der Zukunft

Mit den Fragen der Zukunft beschäftigt sich auch das Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg. Unter dem Titel »Ask Me if I Believe in the Future« hat die Mailänder Kuratorin Maria Cristina Didero vier internationale Designerinnen und Designer eingeladen, in einem Projekt ihre Interpretation der Zukunft zu formulieren. Die Schau ist bis zum 23. Oktober zu sehen. Für die niederländische Designerin Carolien Niebling ist eine Veränderung der Lebensmittelproduktion die Voraussetzung für eine nachhaltige Zukunft. Sie präsentiert Pflanzen wie Algen und wilde Blätter. Das griechische Designstudio Objects of Common Interest zeigt eine Plastiklandschaft, in der sich Menschen begegnen können, ohne einander zu berühren.

(dpa/W)